

JAZZ WO BLEIBEN DIE FRAUEN?

Trübsal blasen zählt nicht

Kaum nominierte Musikerinnen beim Swiss Music Award – doch nicht nur die Popmusik ist fest in Männerhand, im Jazz ist es noch schlimmer: Der Frauenanteil liegt so tief wie im Topmanagement der Schweizer Firmen. Wie lässt sich das ändern?

In ein paar Tagen startet das Bejazz-Winterfestival – weitgehend unter Ausschluss der Weiblichkeit. Erika Stucky ist die einzige Frau auf der Bühne. 3 Prozent der Konzertreihe werden von Frauen bestritten, rechnet der Frauen-Branchenverband Helvetiarockt auf seiner Facebook-Seite vor. Wie in der Pop- und Rockmusik haben Frauen einen schweren Stand. Im Jazz scheinen die Geschlechterverhältnisse gar in den Nachkriegsjahren stecken geblieben zu sein.



Valérie Portmann

«Die Studentinnen müssen Strategien entwickeln, sich durchzusetzen.»

Valérie Portmann, Leiterin Jazz Hochschule der Künste, Bern

Der Jazz ist fest in Männerhand, viel stärker als etwa der Klassiksektor. Das zeigt sich nicht nur auf den Konzertbühnen. Bereits in der Jazzausbildung sind die Geschlechterverhältnisse frappant unausgeglich: Nur rund ein Viertel der Jazzstudierenden an der Hochschule der Künste Bern (HKB) sind Frauen. Nimmt man die Sängerinnen aus der Rechnung (denn davon gibt es viele), sieht es noch düsterer aus. Der Anteil der Instrumentalistinnen liegt aktuell bei rund 15 Prozent. Und das ist noch nicht einmal ein Tiefpunkt. Diese 15 Prozent sind das Resultat eines veritablen Steigerungslaufs in den letzten Jahren (siehe Grafik).

Jazztradition ohne Frauen

Anders gesagt: Im Jazz sind die Frauen in etwa so selten anzutreffen wie im Topmanagement der Schweizer Firmen. Was zum Henker läuft da schief? Valérie

Portmann, Leiterin der Studiengänge Jazz an der HKB, schlägt sich seit Jahren mit dem Problem herum. Den Ursprung sieht sie in der Geschichte des Jazz – in der Bebop-Tradition. In den 1940er-Jahren beendete der Bebop die Swing-Ära. Aus der Tanzmusik Jazz wurde eine Kunstmusik – die Instrumentalisten wurden immer versierter. Schneller, wilder, lauter – im technischen Wettrüsten blieben die Frauen aussen vor. Ein Rückstand, der nie aufgeholt wurde.

Ein weiteres Hemmnis: Das Improvisieren, oft als Königsdisziplin des Jazz angesehen, fordert Extrovertiertheit. Hier ziehen Frauen offenbar noch immer zurück. «Wir beobachten grundsätzlich, dass Frauen zögerlicher sind, wenn es darum geht, ihr Schaffen auf einer Bühne zu zeigen», sagt Portmann. «Während Männer mit Selbstbewusstsein halb fertige Sachen präsentieren, sichern sich Frauen lieber einmal zu viel ab und stehen nur auf die Bühne, wenn sie hundertprozentig überzeugt sind.»

Selbstzensur der Frauen

Diese Selbstzensur zeigt sich bereits bei der Aufnahmeprüfung der Jazzschule: Während viele Männer scheitern, wird ein grosser Teil der wenigen Kandidatinnen aufgenommen. Und zwar nicht, weil die HKB eine Frauenquote herbeiprügeln möchte, sondern weil das Niveau der Kan-



Foto: iStock

didatinnen hoch ist. Auch hier: Frauen treten nur an, wenn sie sich ihrer Sache sicher sind. Männer überschätzen sich eher und riskieren eine Niederlage.

Wegen fehlenden Wagemuts kann also viel weibliches Jazz-Know-how gar nicht erst entstehen.

Und nach der Ausbildung? Den wenigen Musikerinnen weht eine steife Brise entgegen. Sie als einzige Frau in einer Big Band zu behaupten, sei nicht immer einfach. «Es herrscht in den Bands noch immer ein kompetitives und bisweilen sexistisches Klima», sagt Valérie Portmann. Angehende Musikerinnen fühlen sich schlecht behandelt. Die Opferrolle liegt nahe, bringe aber nichts. «Unsere Studentinnen wissen: In meinem Büro sind Tränen nicht gerne gesehen. Ich setze auf Selbstermächtigung. Die Studentinnen müssen Strategien entwickeln, sich durchzusetzen.» Das heisst: Die eigene Art zu spielen, selbstsicher zu verteidigen. Da gebe es Unterschiede: «Frauen bringen oft andere klangliche Facetten mit», sagt Portmann.

Alte Stereotype sind noch da

Der Jazz zeigt Geschlechterstereotype, die man längst überwunden glaubt – die aber offenbar tief in unserer Gesellschaft verwurzelt sind. Früher war es noch schlimmer. Als Valérie Portmann Anfang der 1980er-Jahre selbst als erste Frau die Berner Jazzschule besuchte, fand der damalige Schuldirektor, Frauen hätten an der Jazzschule nichts ver-

ren. «Es war schrecklich», sagt Portmann. Nach wenigen Semestern gab sie auf. Weil sie bereits eine klassische Ausbildung absolviert hatte, hatte die Pianistin dennoch keine Mühe, sich in der Musikszene zu behaupten.

Potenzial als Kriterium

Welche Mittel hat die Jazzschule überhaupt, die Verhältnisse anzugleichen? Portmann will sich stärker an den nordeuropäischen Jazzschulen orientieren: Diese verzichten bei den Aufnahmeprüfungen auf den obligatorischen Jazzkanon. Dem Bebop-Kräfteessen kann jede und jeder entgegen, der das will. «Stattdessen setzen die Skandinavien konsequent auf das Potenzial.» Technik ist nicht alles, auch der musikalische Ausdruck kann den Ausschlag geben. Mit Erfolg: In skandinavischen Ländern liegt der Jazz-Studentinnen-Anteil bei rund 40 Prozent.

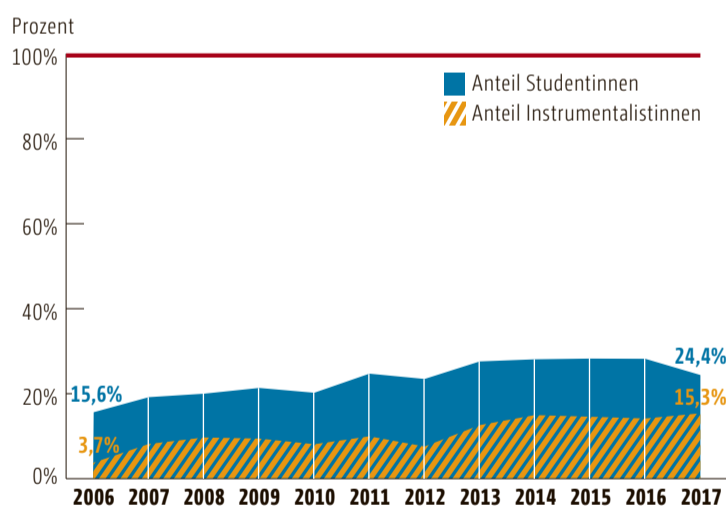
Bis dahin ist es ein weiter Weg. Hier stehen auch die Veranstalter in der Pflicht. Bejazz übrigens ist sich des Problems durchaus bewusst: «Es ist äusserst schade, dass wir ausgerechnet am Festival eine so schlechte Quote haben», sagt Bejazz-Leiter Fabio Bächtold, «denn in dieser Saison sieht es es sonst besser denn je aus.» Nur 50 Prozent der Bands im regulären Bejazz-Programm seien reine Männerbands, «das finde ich in der heutigen Situation eine gute Quote».

Michael Feller

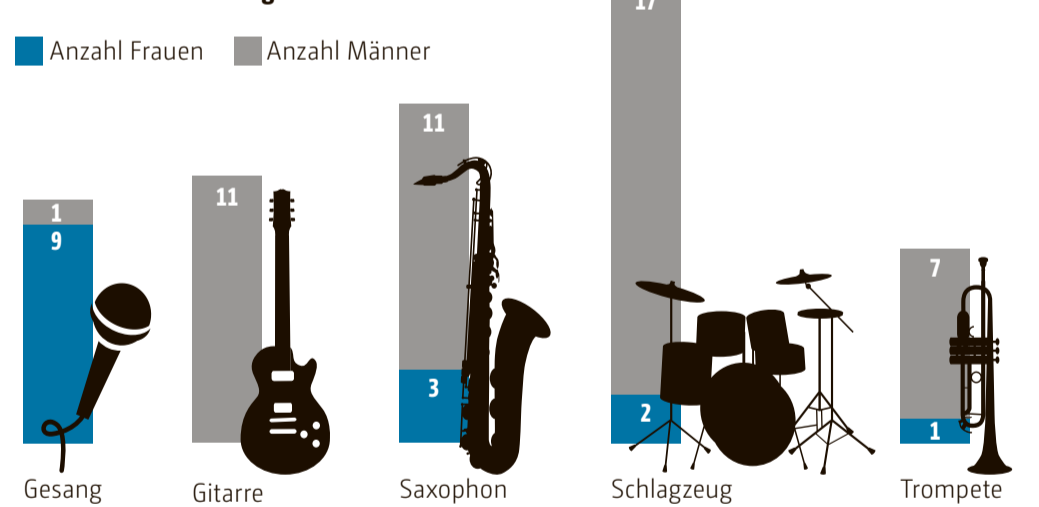
Bejazz-Winterfestival: 25. 1. bis 27. 1., Vidmarhalle im Liebefeld. Programm: www.bejazz.ch.

DIE ZAHLEN

Frauenanteil an der HKB-Jazzschule



Geschlechterverteilung im Studienbereich Jazz 2017



Grafik sgb / Quelle HKB

Bonbonbunte Schicksale in Coney Island

FILM «Wonder Wheel» heisst Woody Allens neuer Film. Die kleinbürgerliche Tragödie weckt nostalgische Sehnsucht nach dem alten Komödienmeister.

Es muss gleich vom Herzen, und es fällt nicht einmal mehr so schwer: Die Filmgeschichte wird «Wonder Wheel», den neuen Spielfilm von Woody Allen, in seiner ganzen bonbonbunten Tadellosigkeit kaum zu den grossen Filmen zählen. Aber andererseits: So leicht stirbt eine alte Loyalität nicht. Sie gilt der früheren Kunst und der Erinnerung, und das trotz der Missbrauchsvorwürfe seiner Tochter, die ihn jetzt wieder einholen, womöglich zu Recht.

Die Vorwürfe bestanden schon lang, sie klingen nicht ungläubwürdig. Hätte sie seinerzeit da-

von gewusst, sie hätte nicht für Allen gespielt, sagt etwa die Schauspielerin Greta Gerwig («To Rome with Love», 2012) kürzlich; aber so ganz kann sie es und kann mans eben heute noch nicht wissen, und im engen Rahmen dieser Rezension gilt so halb die Unschuldvermutung (mehr dazu im Kasten).

Intelligent lachen mit Allen

Das komische (und komisch lüsterne) Genie des Filmemachers Allen hat philosophische Geister schon immer beschäftigt. Er galt früher als das aristophanische Temperament, das den moralisch verspielten Irrealismus der antiken griechischen Komödie zu uns hinüberrettete. Es hiess, dass intelligent lacht, wer bei Allen lacht und mit ihm und über ihn, und dass kluges komisches Niveau ist, wo Allen draufsteht.

Es hat sich dann später viel Düsternis über die Komik gelegt, und Woody Allen wandelte am Rand des schwarzen Ernstes und durch den Seelenmoder Europas. Das hat gewiss nicht geschadet in



Gepflegter tragischer Graus: Der neue Film von Woody Allen. Foto: Frenetic Films

«Match Point» (2005), diesem eleganten Mörderspiel. Aber es folgte «Cassandra's Dream» (2007), eine Familiengeschichte von Schuld und Sühne, in der es kaum was zu lachen gab, weil Al-

len Dostojewskis dunklen Mantel angezogen hatte. Der Film kam einem flüchtig gefertigten und grämlich und eindeutig vor. Schon er erzeugte beträchtlich Nostalgie.

Einmal ist Woody Allen noch leichtfüssig geworden, und seine erotisierte Altherrenfantasie – denn das war es ja – geriet ins Schweben in «Vicky Cristina Barcelona» (2008), danach nahm es so seinen hinkenden Lauf über neun Filme. Selten blitzte Genie, oft blitzte Kunsthandwerk, manchmal aber nicht einmal das.

Was uns jetzt zu «Wonder Wheel» bringt, der im Grund der Ausdruck von routiniert kolorierter Brillanz ist und ein äusserst gepflegter tragischer Graus. Derart: Wir sind in den Fünfzigern und im farbensatten Coney Island mit seinem Riesenrad. Einem Bademeister, Mickey Ru-

bin (Justin Timberlake), der gern Dramatiker wäre, wird der Ort zur Bühne fremder Lebensgeschichten und eigener erotischer Versuche. In seinem theatertheoretisch gestimmten Kopf häuft sich Material. Was er aber für dem saftigen Leben abgelassene Melodramen hält, sind wahre und mörderische Tragödien, an denen er Anteil hat.

Fantastische Kate Winslet

Da ist die Tragödie der Ex-Schauspielerin Ginny (Kate Winslet; sie spielt fantastisch), der es nicht an der Wiege gesungen wurde, dass sie jetzt Austern servieren und Fische ausnehmen muss. Die ihres Mannes, des Säufers Humpty (James Belushi; er wirkt tatsächlich ein wenig wie der Humpty Dumpty im Kinderreim: zerbrechlich wie ein Ei), dem der Traum vom Familienleben im-